

Aus der Novelle

Die toten Männer

von Lukas Bärfuss

Dann sah ich sie. Sie stand an der Hauptkasse und schaute sich die Leute an. Sie war wundervoll. Das lange Plissee-Kleid, das sie trug, hatte ich nie an ihr gesehen, und ihr Haar lagen offen auf der freien Schulter. Sie drehte den Kopf nicht in meine Richtung, aber ich hatte das Gefühl, dass sie meine Gegenwart spürte.

Ich ging auf sie zu. Wir begrüßten uns.

Ach, Danielle gefällt mir sehr, ich fürchte, ich habe sie nie schöner gefunden. Ich liebe ihr feines Gesicht, die dunklen, hochmütigen Augen und ihr schweres Haar, das mir immer französisch erschien. In allem, was sie tut, findet sich Eleganz und Anmut. Sie ist den Dingen gegenüber offen; selbst den Schrecken, träte er denn in ihr Leben, nähme sie gelassen als Teil ihres Daseins. Sie leidet manchmal, an einer Ungerechtigkeit etwa, oder aus Mitgefühl für einen Kranken, doch niemals gefällt sich Danielle in diesem Leiden, und alle diese Eigenschaften, so sehr ich sie früher dafür begehrte, widern mich heute an, und zwar körperlich, es wird mir übel. Ich vermute hinter Danielles Wahrhaftigkeit eine Lüge, und was wir früher füreinander zu empfinden vorgaben, erscheint mir heute bloß als Heuchelei.

Ich ließ Danielle los, und da, mitten unter den Leuten, in der Aufregung vor dem Beginn der Veranstaltung, in diesem Gewimmel und Gemurmel, da machte sich in mir ein Gefühl breit, etwas wie Glück, eine Euphorie beinahe, ich dachte: Ich liebe Danielle nicht mehr, wie gut, dass ich sie verlassen habe!

In diesem Augenblick ging die Glocke, die Vorstellung konnte beginnen.

Ein unglaubliches Gedränge entstand, die Leute kämpften um die Plätze, und ich hoffte, ich würde dadurch von Danielle getrennt und könnte mich unauffällig entfernen.

Leider ergatterte Danielle zwei freie Stühle, und ich konnte nicht anders und musste mich zu ihr setzen.

Das Licht im Saal ging aus und gleich wieder an. Darauf betrat eine Frau unter Applaus die Bühne. Sie verbeugte sich leicht, nickte eigentlich nur mit dem Kopf und setzte sich an das runde Tischchen. Die Frau begann aus ihren jüngst erschienenen, höchst erfolgreichen Memoiren zu lesen. Es handelte sich um Episoden aus ihrem bewegten Leben als Operettensängerin, das sie um die ganze Welt geführt hatte. Das Publikum spitzte immer dann die Ohren, wenn die Dame Pikanterien zum Besten gab. Meistens ging es darum, dass eine ihr bekannte öffentliche Größe, ein Sänger an der Staatsoper oder ein erster Geiger der Philharmonie, bei der Ausübung eines abartigen Lasters entdeckt wurde, und darum, was diese Persönlichkeit anschließend unternahm, um die Peinlichkeit zu vertuschen. Die Sängerin begnügte sich dabei nicht mit Andeutungen, sondern beleuchtete sorgfältig alle Einzelheiten, sehr zur Freude des Publikums.

Schließlich stand die Frau von ihrem Stuhl auf und trat an die Rampe. Ein Raunen ging durch den Saal, und mit einer zersungenen Stimme gab sie die Lieder zum Besten, mit denen sie berühmt geworden ist und die zu hören das Publikum gekommen war.

Von den Vorzügen jugendlicher Liebhaber sang sie und davon, was sie mit den Kerlen anzustellen gedachte, wenn sie in ihren Qualitäten, in deren Genuss zu kommen sie im Refrain behauptete ein Recht zu haben, nachlassen sollten. Die Sängerin, selbst weit über siebzig, deutete einen Hüftschwung an, und das Publikum

amüsierte sich über alle Maßen. Die braven Damen aus den feinen Vierteln kicherten verstohlen, die zahlreich erschienenen Herren mit Oberlippenbart, weit weniger schamhaft, gackerten wie Gören und schlugen sich auf die Schenkel. Es kümmerte keinen, dass die Musik vom Band kam und aus den gewöhnlichsten Akkordeonmelodien bestand, die bemüht werden, wenn verruchte Sehnsucht behauptet werden soll. Auch die Augusthitze, die schwer auf dem Saal lastete, machte niemandem etwas aus, auch nicht, dass die alte Frau auf dem Podest mit jedem Lied kurzatmiger wurde und oft aus dem Takt fiel. Die Schminke lief der Dame mit dem Schweiß aus dem Gesicht, und das grüne Abendkleid färbte sich dunkel und klebte mehr und mehr an ihrem alten Körper. Ich fand es erbärmlich, widerlich und entwürdigend, und den Leuten im Saal gefiel es ganz wunderbar.

Ich versuchte nicht hinzuhören, was mir eine Weile gelang, aber die Frau auf der Bühne bewies Ausdauer. Sie sang weiter, einen ganzen Augustabend lang, und erst nach der dritten Zugabe bedankte sie sich.

Nach einem letzten Applaus erhob sich das Publikum und scharte sich um die Sängerin, die eifrig ihre Memoiren signierte. Diesen Augenblick nutzte ich. Ich sagte Danielle, ich würde gleich zurück sein, und ich log, weil sie mich sonst nicht hätte gehen lassen. Ich verschwand hinter den Bücherregalen, und als sie einmal nicht hinsah, schlich ich mich aus dem Laden. Ich eilte durch die Gassen nach Hause. Im Briefkasten fand ich zwischen Rechnungen und allerhand Geschäftlichem auch eine Kunstkarte, die Ansicht einer sommerlichen Hafenstadt.

Danielle schrieb, sie habe gerade an mich gedacht und freue sich auf die gemeinsamen Ferien. Hinter ihre Worte hatte sie drei Pünktchen gesetzt und hinter die Pünktchen ein Ausrufezeichen. Ich zerriss die Karte und warf sie in den Müll.

Den Brief mit dem schwarzen Rand hätte ich beinahe übersehen. In italienischer Sprache setzte er über den Tod des Paolo Vitteli in Kenntnis, verstorben in seinem neunundvierzigsten Lebensjahr. Man bat darum, dem teuren Toten in seinem Hause in der Ortschaft S. bis zum nächsten Sonntag die letzte Ehre zu erweisen. Der Leichnam werde Montag, den 24. August, in den Geburtsort des Verstorbenen in Italien überführt und daselbst zur Ruhe gebettet.

Ich war über diese Nachricht nicht erstaunt. Sie erschütterte mich auch nicht, vielmehr fand ich den Brief in seiner schlichten Zurückhaltung höflich und angemessen, er fügte sich nahtlos ein in die gänzlich gewöhnlichen Ereignisse dieses Tages.

Merkwürdigerweise vermisste ich, als ich später ausgezogen im Bett lag, alle beide, Danielle und Paolo. Ich wünschte sie mir nicht herbei, dessen bin ich sicher, denn der Gedanke, einer von den beiden könnte hier in diesem Zimmer sein, erfreute mich keineswegs. Die Erinnerung an die beiden war von einem Schmerz begleitet, nur der Schlaf konnte mich davon erlösen, doch er zierte sich, und ich flüchtete mich in eine Phantasie, in die ich mich seit der Kindheit zurückziehe.

Ich sehe mich selbst auf einen Lichtstrahl klettern, der aus einem hellen Himmel durch das Fenster fällt. Die äußersten Schichten der Atmosphäre durchquerend, wandere ich durch das Dunkel des Weltalls geradewegs der Sonne entgegen, gehe auf das Feuer zu und lasse mich zu Asche verbrennen.

Mein Verglühen empfinde ich dabei als angenehm, entspannt gleite ich an dieser Stelle meistens in den Schlaf.

Heute funktionierte die Phantasie nicht. Ich war zu aufgeregt. Ich lag Stunde um Stunde wach, über mir statt des Weltalls die ganze Nacht nichts als die Zimmerdecke.

Am nächsten Morgen fuhr ich in die Residenz. Ich wollte sehen, wie es Mutter ging. Ich traf sie in der Eingangshalle, im Rollstuhl sitzend, wo sie auf mich gewartet hatte. Wir begrüßten uns. Sie hatte sich hübschgemacht, ich glaube, sie war beim Frisör gewesen, aber weil ich mir nicht sicher war, sagte ich nichts, fragte Mutter, welchen Weg sie sich heute wünsche. Weil sie nicht antwortete, schob ich sie nach draußen und brachte sie ins Kurhotel.

Dort setzten wir uns auf die Terrasse.

Als wir die Speisekarten studierten, überkam mich ein seltsamer Gedanke. Ich dachte, Mutter habe statt innerer Organe, statt Herz, Lunge und Magen, einen Kern aus reinem Stahl, so aufrecht und starr saß sie in ihrem Rollstuhl. Mir fiel der Meteorit aus dem Naturhistorischen Museum ein, von dem es heißt, er bestehe aus nahezu hundertprozentig reinem Eisen, weswegen er auch niemals rostet.

Ich weiß nicht, weshalb, aber ich hatte auch die Idee, Mutter könne dank ihrem Stahlkern ewig leben, oder aber, wenn ihre Stunde doch einmal schlagen sollte, hochmütig im Rollstuhl sitzen bleiben. Vielleicht wäre sie schweigsamer als üblich, aber sonst nicht sehr verändert. Vielleicht, dachte ich, wird ihr Tod deshalb unbemerkt bleiben, denn da reines Eisen nicht rostet, sollte auch die Verwesung ihr nichts anhaben können.

Mutter bestellte zur Vorspeise mit Milken gefüllte Pasteten aus Blätterteig, anschließend panierten Fisch mit Kohl und als Nachspeise Zwetschkuchen mit Vanilleeis. Ich begnügte mich mit einer Hühnerbrühe, die ich jedoch nicht anrührte. Mutter störte sich nicht daran und aß mit unerhörtem, unmenschlichem Appetit. Sie verschlang Teller um Teller bis auf den letzten Krümel, und ich konnte mir nicht vorstellen, was die alte Frau mit dieser Unmenge Essen anstellen wollte. Sie ist ja

dünn wie eine Spindel und bewegt sich kaum. Vielleicht, so dachte ich, ficht Mutter in ihrem Innern unerhörte Kämpfe aus, muss immer wieder ein Leiden niederkämpfen, ein Gespenst, ein Ungeheuer, das aus der Vergangenheit aufsteigt und sich einen Platz in Mutters leer geräumter Seele verschaffen will. Vielleicht benötigt sie das Essen für diesen unsichtbaren Kampf, das wäre immerhin denkbar, aber auch wenn sie fasten würde, glaube ich nicht, dass ein Ungeheuer auch nur die kleinste Aussicht auf Erfolg hätte, wie groß und stark es auch immer sein mag. Es gibt nichts, das gegen den Willen meiner Mutter existieren kann.

Ich liebe meine Mutter. Ich bewundere sie für das Maß ihrer menschlichen Kälte und für die Eindeutigkeit, mit der sie ihren Lebensüberdruß zeigt. Was nach Vaters Tod an Mitgefühl übrig war, haben die Jahre in der Residenz aus ihrem Herz gewaschen. Mutter ist niemals grausam, zur Grausamkeit fehlen ihr die Gefühle, und ich weiß, sie freut sich nicht über meine Besuche. Sie nimmt sie einfach hin, so, wie sie auch mich hinnimmt. Mir ist das recht, es vereinfacht unseren Verkehr. Wir halten uns an die Regeln. Ich bin samstags pünktlich in der Residenz, wir spazieren zum französischen Pavillon, zur Blumenuhr und zu den Seerosen, und hinterher gehen wir ins Kurhotel essen. Wir vertragen keine Abweichung. Nur in der Regelmäßigkeit gedeiht unsere Liebe, und es ist eine wirkliche Liebe, eine aufrichtige, respektvolle, eine ohne kleinliche Gefühle, eine ohne überhaupt irgendwelche Gefühle.

Sie verputzte die letzten Krümel ihres Zwetschkuchens und verlangte Kaffee. Ich fürchtete mich, denn beim Kaffeetrinken beklagt sie sich oft über ihr Aussehen.

Ich hätte dafür Verständnis, wäre sie zehn oder zwanzig Jahre jünger, bei ihren zweiundachtzig Jahren scheint mir Eitelkeit unangebracht, und mir wäre lieber, wenn sie über etwas anderes sprechen würde. Das Thema ist zu intim, um vor dem eigenen Sohn auszubreiten.

Mit meinem Hals ist etwas nicht in Ordnung, sagte Mutter und rührte den Zucker in den Kaffee. Er ist voller Falten. Ich habe vieles versucht, aber sie gehen nicht weg. Und mit meinen Augen scheint auch etwas nicht zu stimmen, ist es dir nicht aufgefallen? Richtig trübe sind sie geworden, und dabei hat mich alle Welt um meine Augen beneidet.

Es stimmt, sie hat tatsächlich tiefe Falten, überall, nicht nur am Hals, und auch das mit den Augen war richtig, sie waren trübe, allerdings in einem für ihr Alter gewöhnlichen Maße. Das konnte ich ihr nicht sagen. Ich konnte Mutter nicht sagen, für ihr Alter sehe sie gut aus. Es hätte sie an ihr Alter erinnert.

Deswegen sagte ich: Ich kann nichts Trübes erkennen. Deine Augen sind wundervoll.

Ich versuchte, jeglichen Unterton zu vermeiden, denn Mutter ist empfindlich auf jede Art von Untertönen.

Doch sie hatte trotzdem etwas gehört und beschwerte sich sogleich über meine freche Lüge.

So warst du immer, sagte sie. Da hilft nichts. Schon als Junge warst du ein krankhafter Lügner. Weiß Gott, wie ich gelitten habe.

Obwohl ich nichts gegessen hatte, fühlte ich, wie sich mein Magen zusammenschnürte.

Es war ungerecht, wenn sie mir irgendwelchen Schabernack aus dieser vergangenen Epoche vorhielt. Mutter hatte kein Recht, über diese Zeit zu sprechen. Ich war bloß sechzehn Jahre lang ihr Kind; sie hingegen befindet sich seit dreißig Jahren in meiner Obhut.

Wie undankbar sie war!

Ich mochte ihr nicht das letzte Wort überlassen.

Deshalb erwähnte ich Paolos Tod.

Mutter empfindet gegenüber dem Tod und allem, was mit ihm zusammenhängt, eine unnatürliche, panische Angst, und einen Leichnam hält sie für etwas Krankes, an dem man sich anstecken kann. Sie verachtet die Krankheit. Sie macht sich oft über Mitpensionärinnen lustig, die morgens nicht aufstehen können. Die ist nicht krank, die ist nur faul und wehleidig, schimpft sie über Sterbende und behauptet, sie selbst sei in ihrem Leben keinen Tag krank gewesen. Es komme nur auf die innere Einstellung an. Krankheit und Tod stellen für sie Zeichen der Schwäche und in diesem Sinne ein Scheitern dar, das es unter allen Umständen zu vermeiden gilt. Sie schaute mich nicht an, erwiderte, es täte ihr für meinen Freund aufrichtig leid. Sie hoffe, er habe alles in Sauberkeit und Ordnung hinterlassen und mache seinen Hinterbliebenen nicht zusätzliche Umstände. Allerdings verstehe sie nicht, weshalb ich da hinfahren müsse. Es sei eine lange Reise nach S., und da der Mann nach Italien überführt werde, werde die Familie eine Menge Arbeit haben, und ich würde ihnen bestimmt im Weg stehen.

Da fällt man jemandem schnell zur Last, sagte sie, und schon macht man sich unbeliebt.

Dann sagte sie etwas Merkwürdiges. Mutter sagte:

Aber du willst da hin. Du willst dir das ansehen, weil dir tote Dinge gefallen.

Dann musste ich Mutter versprechen, dass ich die Leiche nicht anfassen würde.

Bei den Italienern ist das Sitte, behauptete sie. Die küssen ihre Toten. Das ist ekelhaft und es bringt Unglück. Hörst du? Fass die Leiche nicht an! Sonst bist du bald selbst eine!

Was sollte ich tun? Natürlich versprach ich es. Ich weiß nicht, ob sie zufrieden war, jedenfalls schwieg sie.



Am nächsten Tag fuhr ich nach S. Ich fuhr in die Berge hinein, ich fuhr durch die Berge. Zuerst fuhr ich durch ein Tal und dann durch endlose Reihen von Pappeln, die den Wind von der Straße hielten. Am Fluss, längs der Strömung, lagen die Fußballfelder und Gastanks. Ich fuhr dem Fluss entgegen.

Ich fuhr durch alte Wälder, durch Silbereschen und Weiden, darüber flogen Flugzeuge, die ich nicht hören konnte.

Die Berge zeigten sich mir vollständig; ich sah die Stelle, wo sie den Talboden berührten, und ich sah die Stelle, wo sie an den Himmel stießen. Dort schimmerte weiß der Schnee.

Es war sehr hell in diesem Tal.

Überall war Kupfer angebracht, helles, beinahe weißes Kupfer, auf den Dächern, an den Zisternen, den Starkstromleitungen. Darin erkannte ich den Reichtum, im Kupfer, weniger in den Dörfern und Städten, die mir blass erschienen. Nur manchmal leuchtete eine Tankstelle gelb oder rot.

Die Straßen in jenen Ortschaften waren eng, unruhig der Verkehr, die Leute gingen aufgeschreckt und schon wieder müde, träge von der Sonne, die ihnen um diese Zeit keinen Schatten ließ.

Irgendwann, nach Kavernen und Fahrzeugparks, nahm ich eine Straße, die mitten über den Berg gelegt war, neu und schwarz war und vom ersten Augenblick den Zoll ankündigte, als wollte sie damit dem Reisenden drohen. Bald kam ich dahin, wo ich den Schnee gesehen hatte, an den Rand des Himmels. Es wurde heller, aber in den Galerien lagen Schatten, die mich blöde machten, so lange ich wieder aus ihnen auftauchen musste. Ich ritt durch diese kühlen gekachelten Höllen und vermutete

alten Schnee neben dem Ausstellplatz, aber nur ein kanalisierter Bach tropfte aus einem Rohr, und wo er auf den Asphalt lief, glänzte er weiß.

Gegen die Grenze hin, gegen Frankreich, auf der Rückseite der Berge, wurde es besser, leichter, obgleich die Schatten blieben und ich begann, die Unterschiede zu sehen und ihre Schönheit zu fürchten. Es gab winzige Dörfer, sie waren zwischen die Straße, den Berg und das Gletscherwasser gehängt. An den Tankstellen standen in Schlangen Renaults. Man lebte hier von den Franzosen, vom Benzin, das man ihnen verkaufte. Die Energie war also jenseits der Grenze; im Zipfel Frankreich, den ich zu durchqueren hatte. Der Zöllner fragte nach dem Ziel meiner Reise. Ich zögerte zu lange mit der Antwort. Er hieß mich aussteigen. Mit einem Kollegen durchsuchte er den Wagen. Sie öffneten das Handschuhfach und durchwühlten die Sachen in meinem Koffer. Es kümmerte mich nicht. Weil sie nichts fanden, ließen sie mich weiterfahren.

Die Straße wurde schlechter, der Verkehr unruhiger, ich sah Industrie und Gewerbehallen und kleine Motorräder, die wie Wespen um meinen Wagen schwirrten. An jener Stelle war die Straße dem Tal ausgesetzt, aber bald danach verzog sie sich zwischen Tannen und Kastanienbäumen. Dort war es grün und schattig und ich folgte dem Fluss, es war jetzt ein anderer als vorher, und wo er verzweigte, da kehrte ich in die Schweiz zurück, was mich unruhig und traurig werden ließ. Dies lag nicht am Land selbst, auch wenn der See traurig schien in seinem dunstigen Dämmer Schlaf, traurig war nur, dass ich nicht anders konnte, als die Straße in die Berge zu nehmen, weiter in Gegenden, wo der Schutt weggeräumt wurde und die Schilder ohne Scharfen waren; der Himmel wurde enger mit jedem Kilometer.

Ich querte alte Dörfer. Die Plätze vor den Kirchen war ausgestorben, und in den Bäumen wuchsen Misteln.

Wind kam auf, als ich die steile Straße nach S. erreichte und an einem verlassenen Schulhaus und alten Industrieanlagen vorbeikam. Ein Schild pries S. als Ferienort, aber ich bezweifelte, ob man sich hier erholen konnte. Die Gegend war schroff, abweisend. Die Winter mussten streng sein. Birken und schwarze Tannen wuchsen in dieser Höhe.

Paolos Haus war ein Wohnblock am Ende der Siedlung, das letzte Gebäude jenseits der Bahnlinie nach Frankreich. Dahinter kamen nur noch Wiesen und Wälder, kamen nur noch gelber Enzian und schwarze Tannen, es sah aus, als stehe das verwitterte Haus an einer Klippe am Meer. Vor dem Eingang, im gemauerten Windfang, standen zwei Knaben neben ihren Fahrrädern. Sie starrten mich an. Sie wussten, wohin ich wollte. Der schwarze Anzug und die Blumen verrieten mich.

Die Knaben erwiderten murmelnd meinen Gruß und traten zur Seite. Ich sah den Ernst in den Gesichtern, erkannte das Bemühen, ihn nicht durch eine plötzliche kindliche Regung, ein Lachen oder ein Feixen, aus dem Gesicht zu verlieren. Sie fühlten zum ersten Mal diesen Ernst, und sie waren stolz auf ihn.

Der eine Knabe hielt die Eingangstür auf. Er sagte: Il est au premier étage.

Der andere: C'est la porte à gauche.

Sie schwiegen, und ich stieg die Treppe hoch.

An einer Tür im ersten Stock hing Trauerflor.

Ich zögerte, denn es kam mir albern vor, an der Tür eines Toten zu klingeln. Wen konnte man erwarten, dass er einem öffne?

Dann drückte ich die Klingel trotzdem. Kurz darauf öffnete sich die Tür, eine Frau erschien, von der ich zuerst dachte, sie sei ein Mädchen, wohl des Reifs wegen, mit

dem sie ihre Haare zurückgebunden hatte. Sie war von zierlicher Gestalt aber tatsächlich nicht viel jünger als ich selbst. Sie bat mich wortlos herein.

Wir standen im Flur. Es gab wenig Licht.

Die Frau bewegte sich von mir weg, nach rechts, weiter in den Flur hinein, was mich verängstigte, da ich den Grund dafür nicht erraten konnte. Zuhinterst öffnete sie eine Tür.

Licht fiel in den Flur, und im selben Augenblick roch ich ihn.

Ich wäre weggerannt, aber die Frau half mir. Sie zog mich, und als ich neben ihr stand, legte sie die Hand an meinen Ellbogen und stieß mich sanft durch die Tür.

Es war ein einfaches, schmuckloses Wohnzimmer, aber es gefiel mir, mir gefiel das Sonnenlicht, das durch die Vorhänge fiel. In der Ecke stand ein Geschirrschrank, davor ein Tisch, bedeckt mit einem weißen Tuch. In einer Schale lagen Früchte, die man besser weggeräumt hätte; niemand würde dieses Obst noch essen.

Neben den Früchten stand eine zweite Schale, eine aus weißem Glas, gefüllt mit kleingehackten Zwiebeln, bestimmt ein ganzes Pfund. Auf einem Schemel am Fenster stand eine weitere Schale mit gehackten Zwiebeln, mehr als in der anderen. Diese beiden Gerüche füllten das Zimmer, der schwere, dumpfe Leichengeruch und der scharfe, säuerliche der gehackten Zwiebeln, der jenen vertreiben sollte.

Sonnenlicht fiel auf das Gesicht des Toten. Er lag in einem Sarg aus schwarz lackiertem Holz, der mit goldenen Beschlägen versehen und mit rosa Tüll ausgeschlagen war.

Die Leiche sah aus, als sei sie für den Zirkus geschminkt. Die Augen lagen in violetten Gruben, die Haut unwirklich grün, Lippen, die schwarz schimmerten. Man hatte Paolo die Haare aus der Stirn gekämmt und pomadisiert, die geschwärtzten Brauen verstärkten das vogelhafte Aussehen, und da sich das Fleisch vom Knochen

zurückgezogen hatte, schien seine Hakennase größer, als ich sie in Erinnerung hatte. Der Mann, der in diesem Sarg seit vier Tagen auf sein Begräbnis wartete, war dürr und ausgezehrt, und daran war nicht der Tod schuld, schon der lebendige Mann musste mager gewesen sein und hinfällig, ein Greis, wenn auch ein früher.

Auf dem Tisch lagen Messkerzen; ich griff mir eine und hielt den Docht in die Kerzenflamme zu Füßen des Toten. Dann setzte ich mich.

Es war still, still bis auf das ärgerliche Surren einer Fliege, die sich in den Gardinen verfangen hatte.

Totschlagen sollte ich sie, war mein Gedanke. Ich fand die Anwesenheit ihrer niederen Lebendigkeit dem Toten unwürdig. Ich erhob mich. Der Sarg versperrte den Weg zu den Gardinen, ich kam nicht heran und setzte mich wieder.

Noch etwas störte mich, nämlich der Teppich. Ein gewöhnlicher, grauer Spannteppich war es, durchgetreten und fusselig. Er lag nackt, kein weiterer Teppich oder Läufer bedeckte ihn, nicht einmal unter den Sarg hatte man etwas ausgelegt, das Tragegestell drückte in den Teppich.

Damit würde gegen eine Sitte verstoßen, dachte ich, obwohl dies unsinnig war, es gibt kein Gesetz, auch kein ungeschriebenes, das vorschreibt, Tote nicht in Räumen auf einem nackten Spannteppich aufzubahren, nur schien es mir eben so. Ich fand es nachlässig, auch fürchtete ich, Leichensaft könnte austreten, durch den Sarg auf den Teppich tropfen. Ich weiß nicht, ob man sich in diesem Fall hätte entschließen können, den ganzen Teppich aus dem Zimmer zu reißen. Ich traute den Leuten, von denen ich dachte, sie würden Paolo beerdigen, dieses finanzielle Opfer nicht zu. Mehr noch, als dass der Tote den Teppich beschmutzen könnte, fürchtete ich das Gegenteil, der Teppich könnte den Toten beschmutzen. Man weiß, wie staubig Teppiche sind und welcher Art die Kleintiere sind, die im Flor leben, Milben, Flöhe,

Wanzen. Dieses Geschmeiss konnte dem Toten schaden, dessen war ich mir sicher. Gerade eine Leiche ist auf Hygiene angewiesen, schließlich kann sie sich gegen das Ungeziefer nicht zur Wehr setzen.

Dann hörte ich die Fliege wieder.

Diesmal klang ihr Surren befreit.

Ich suchte nach ihr.

Sie kreiste über meinem Kopf.

Ich erhob mich, und dabei verlor ich sie aus den Augen; auch das Surren verstummte.

Als ich sie wieder fand, saß die Fliege auf dem Kinn des Toten und putzte sich. Es war eine gewöhnliche Schmeißfliege mit grünem Hinterleib. Ich trat an der Sarg. Sachte hob ich meine Hände; ich hielt sie als offene Falle über die Fliege, knapp über das Gesicht des Toten. Aber ich war nicht vorsichtig genug, ein Schatten fiel auf das wachsames Insekt.

Es flog nicht davon; vielmehr rannte die Fliege übers gepuderte Kinn, sie trippelte über die schwarzen Lippen der Leiche und verschwand im linken Nasenloch. Ich verharrte; mit den Händen über dem Leichengesicht glaubte ich, die Fliege werde wieder auftauchen; ich lauerte, ließ die Hände da, aber die Fliege erschien nicht, blieb verschwunden.

Ich weiß nicht weshalb, aber ich hatte das Gefühl, nicht zurück zu können und streckte meine rechte Hand aus. Ich musste die Fliege aufscheuchen.

Mit dem Zeigefinger tippte ich an die Nase der Leiche, sie war kalt wie Fensterglas, doch das Viech ließ sich nicht blicken, auch nicht, nachdem ich ein zweites Mal, fester, an die Nase gestupst hatte.

Da wurde mir bewusst, dass es für die Fliege keinen Grund gab, das Nasenloch zu verlassen. Gemessen an ihren Bedürfnissen war sie an einem guten Ort. Die Leiche lag in der Hitze des Zimmers und lächelte, als ob das Gekrabbel der Fliege sie kitzelte. Mir wurde übel, nicht nur im Magen, ich fühlte mich auf einmal elend im ganzen Körper.

Ich mußte nach draußen, an die frische Luft. Ich trat vom Sarg weg. Dabei strauchelte ich.

Ich versuchte, den Sturz zu bremsen und hielt mich an etwas fest, vergebens, das Feste gab nach und ich lag auf dem Boden, über mir das leere Traggestell. Auf meinem rechten Bein lag etwas Grosses, Schweres, ich dachte an Mutter, und dann, ohne dass ich mich anstrengen musste, funktionierte die erlösende Phantasie. Ich schloss die Augen und verdampfte.